



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus dem römischen Alterthum : ein reicher Parvenu in der
Kaiserzeit. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder aus dem römischen Alterthum.

Ein reicher Parvenu in der Kaiserzeit.

2.

Um die gesellschaftlichen Zustände einer italienischen Stadt zweiten und dritten Ranges im Anfang der Kaiserzeit zu verstehn, und die Stellung, die ein Mann, wie der Trimalchio des petronischen Romans darin einnahm, richtig aufzufassen, ist es nöthig, die damals bestehende Communalverfassung wenigstens nach ihren Grundprincipien zu kennen. Wie in Rom zerfiel in den übrigen Städten die Einwohnerschaft in drei Rangklassen. Dem Senat, Ritterstand und der Bürgerschaft in der Hauptstadt entsprachen die Decurionen, Augustalen und die Bürgerschaft der andern Communen. Diese Stände waren aufs strengste geschieden, sogar durch Abzeichen an ihrer Kleidung, hatten bei öffentlichen Mahlzeiten und im Theater getrennte Plätze, und in den ersten Stand konnte ein Freigelassener, wie Trimalchio, niemals aufgenommen werden. Diese Rangunterschiede wurden während der Kaiserzeit mit der größten Consequenz aufrecht erhalten, und kaum dürfte ein Beispiel gefunden werden, daß sie in irgend einem italienischen Krähwinkel jemals ignorirt worden sind. Auf die Aufnahme in das Decurionat durften erst die Söhne von Freigelassenen zu hoffen wagen, und die höchste Ehre, auf welche Leute wie Trimalchio aspiriren konnten, war die Verleihung der äußerlichen Auszeichnungen der Decurionen, namentlich eines Platzes im Theater unter ihnen. Auch wer ein für unanständig geltendes Gewerbe trieb z. B. das eines Ausrufers oder Leichenbesorgers, war vom Eintritt in den ersten Stand ausgeschlossen. Aus den Decurionen wurde der gewöhnlich aus hundert Mitgliedern bestehende Gemeinderath gebildet, und dieser wählte die Communalbeamten, deren Aemter nicht nur unbesoldet, sondern immer mit Kosten verknüpft waren. Die Befugnisse dieser Beamten waren natürlich sehr eingeschränkt. Sie präsidirten im Gemeinderath, verwalteten die unblutige Ortsjustiz, die Stadtkasse und die Polizei; die Polizeibeamten, die wie in Rom Aedilen hießen, hatten auch in den andern Städten die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude, den Straßenbau, die Märkte, die Zufuhren und die Richtigkeit der Maße und Gewichte. Alle einigermaßen wichtigern Angelegenheiten, namentlich die finanziellen, wur-

den jedoch den Communalbeamten allmählig entzogen, und in den Händen von Commissarien vereint, welche die Regierung ernannte. Dagegen erfreuten sich die Communalbeamten verschiedener Auszeichnungen, die ihnen zu großer Befriedigung gereichten. Ihre Toga war wie die der römischen Magistrate mit Purpur gesäumt, und dies Ehrenkleid behielten sie noch auf der Bahre an; auch sie saßen auf curulischen Stühlen und erschienen unter dem Vortritt von Victoren, die zwar nicht Beile, aber Stäbe trugen; mit den Namen der beiden obersten Beamten wurde wie mit denen der Consuln das laufende Jahr bezeichnet. Die gespreizte Würde dieser kleinen Stadtregenten erschien den Bewohnern der Hauptstadt ungefähr so spaßhaft, wie einem Pariser die Prätentionen eines Maire in einer kleinen Provinzialstadt, und sie ermangelten nicht, sich darüber lustig zu machen. Der Held des bereits angeführten Romans von Apulejus hält sich auf einer Reise an einem kleinen Ort auf. Er hat grade auf dem Markt ein Gericht Fische gekauft und bereits bezahlt, aber noch nicht in Empfang genommen. Da wird er von einem Universitätsbekannten begrüßt, der sich mit Selbstgefühl als Aedilen zu erkennen gibt. Er erkundigt sich nach dem Preise des Einkaufs, und da er ihn ungebührlich hoch findet, fährt er den Verkäufer heftig an, stürzt seinen Fischkorb um, läßt die Fische von dem Amtsdienner zertreten und entfernt sich dann mit dem Bewußtsein, seinem Freunde imponirt zu haben: während dieser, der zugleich um sein Geld und seine Fische gekommen ist, ihm erstaunt nachsieht.

In den zweiten Stand, die Augustalen, wurden Freigelassene aufgenommen, und ihm gehört Trimalchio an; ja er durfte sich sogar rühmen, daß er, obwol abwesend, in den Vorstand der Augustalen gewählt worden war, eine Ehre, die ihm groß genug erschien, um sie in seiner Grabinschrift ausdrücklich zu erwähnen. Auch die Würde der Augustalität war mit Kosten verbunden; denn nicht nur wurde bei der Aufnahme ein Eintrittsgeld gezahlt, sondern auch später von den Mitgliedern Gastmahl und Schauspiele veranstaltet.

Außer dieser ihm widerfahrenen Auszeichnung will Trimalchio noch ein andres denkwürdiges Ereigniß durch sein Grabmonument verewigen: ein Gastmahl, das er der ganzen Stadt gegeben hat. Solche allgemeine Bewirthungen der Einwohnerschaft durch reiche oder vornehme Personen waren wie in Rom so auch in den übrigen Städten nichts Seltenes. In der That gab es dazu so viele Veranlassungen, daß von dem Vermögen der Honoratioren die gesamte Bürgerschaft einen nicht unerheblichen Theil mitgenossen haben muß. Wenn jemandem auf Beschluß des Gemeinderaths eine Ehrenbildsäule gesetzt, ein Communalamt, eine Priesterwürde übertragen wurde; wenn er einen zum Besten der Stadt ausgeführten Bau feierlich einweihte, ein für die Stadt bestimmtes Geschenk aufstellen ließ — in diesen und manchen andern Fällen veranstalteten die edeln Geber, um dem Nützlichen das Angenehme hinzu-

zufügen, ein mehr oder minder ausgedehntes Gastmahl, eine Geldvertheilung oder beides zugleich. Gewöhnlich richtete sich die Art der Geldvertheilung nach den Rangclassen der Einwohnerschaft. Sehr häufig erhielten die Decurionen je drei, die Augustalen je zwei, die Bürger je einen Denar*), in kleineren Städten sogar nur die Hälften dieser bescheidenen Summen; mitunter kamen jedoch auch viel höhere Spenden vor. Ausnahmsweise empfangen auch die Frauen ein Geldgeschenk, welches dann bedeutend geringer zu sein pflegte, als das der Männer. Eine noch größere Last als diese Geldspenden waren begreiflicherweise die Mahlzeiten, zu denen die halbe oder ganze Stadt geladen werden mußte. Deshalb wurde auch statt der Speisen mitunter Geld gegeben, oder nichts als Brot und Wein gereicht und Geld statt des Uebrigen. Wer sich freigebiger zeigen wollte, ließ statt dieser beiden einfachsten Nahrungsmittel Gebackenes und Meth (d. h. ein Gemisch aus Wein und Honig) reichen. Diese Bewirthung ist in Italien Jahrhunderte hindurch bei öffentlichen Festlichkeiten üblich gewesen, und aus ihrer Häufigkeit darf man schließen, daß sie äußerst beliebt war. Eine in der kleinen Stadt Ferentino im Kirchenstaat noch erhaltene Inschrift verkündet: Mitbürger! Gebäck und Meth wird bis zur Mittagsstunde auf Verlangen vertheilt werden. Wer zu spät kommt, hat sich nur über seine eigne Trägheit zu beklagen. — Fanden aber diese Festessen an Tafeln statt, die ohne Zweifel meistens im Freien aufgeschlagen wurden, so fehlte es natürlich nicht an substantziellern Gerichten. Bei einer solchen Mahlzeit in einer Stadt des jetzigen neapolitanischen Gebiets wurden (laut der erhaltenen Inschrift) außer Brot und Wein zwei Ochsen und funfzehn Schöpfe verzehrt, was auf mehrere hundert Gäste schließen läßt; in einer andern wurde an 217 Tischen gespeist, was, den Tisch zu neun Personen gerechnet (dies war die gewöhnliche Zahl) 1953 Gäste gibt. Zu diesen Festessen wurden Frauen häufig mitgeladen, zuweilen veranstalteten die Honoratiorenfrauen Mahlzeiten für das schöne Geschlecht allein, die dann auch mit Geldvertheilungen an alle Theilnehmerinnen verbunden waren. In einer Stadt im Neapolitanischen gab einmal eine Dame, deren Söhne mit Statuen geehrt worden waren, ihren Mitbürgerinnen eine Mahlzeit und jede Geladene erhielt noch außerdem einen Denar. In einem kleinen Wallfahrtsort in der Nähe von Rom bestand ein Damenverein, über dessen Einrichtung und Bestimmung wir sonst nichts Näheres wissen. Ein Gönner der Stadt, der sich für die Errichtung einer Reiterstatue bei dem Gemeinderath und den Augustalen mit Geld abfand, gab diesem Damenverein „eine doppelte Mahlzeit“. Auf dem Grabdenkmal einer Dame aus Vesi liest die staunende Nachwelt Folgendes: „Sie hat den Müttern, Schwestern und Töchtern der Gemeinderäthe und den

*) Ein Denar ist etwa ein Frank.

Frauen von jedem Stande ein Gastmahl gegeben, und an den Tagen, wo ihr Mann öffentliche Schauspiele veranstaltete, ein Bad nebst unentgeltlichem Del." So streng wie in dieser Inschrift die gemeinderäthlichen Damen von den Erdentöchtern niedern Ranges geschieden sind, waren sie es auch bei Tafel, und ohne Zweifel hätte um alle Schätze der Welt keine von ihnen mit den Augustalenfrauen an einem Tische gegessen. Die Benutzung eines Bades und das zur Salbung unerlässliche Del war übrigens ein sehr beliebtes und bei feierlichen Gelegenheiten nicht selten vertheiltes Geschenk. In Turin existirt ein Monument, laut welchem ein Bürger der Stadt bei der Errichtung zweier Statuen, die ihm die Unterofficiere einer von ihm im jüdischen Kriege unter Vespasian kommandirten Schwadron der afrikanischen Cavalerie setzten, an die Bürgerschaft beiderlei Geschlechts Del vertheilen ließ. Agrippa, Augustus' Freund und Schwiegersohn, stellte während seiner durch ihre fürstliche Freigebigkeit berühmten Aedilität die sämmtlichen Bäder Roms Männern und Frauen zur Benutzung frei, und ließ nicht bloß Del vertheilen — sondern bezahlte auch die Barbieri.

Aber auch an Geburtstesten und bei andern freudigen und festlichen Ereignissen, die innerhalb der Honoratiorenfamilien stattfanden, erhielten die Mitbürger ihren Antheil. Diese Sitte bestand nicht bloß in Italien, sondern vermuthlich in allen Städten des römischen Reichs, und zwar in einer solchen Ausdehnung, daß sie den Regierungen Besorgnisse einflößen konnte. Der jüngere Plinius schreibt als Statthalter einer Provinz in Kleinasien an den Kaiser Trajan: in seiner Provinz sei die Sitte bei Anlegung der Männertoga, (die Ceremonie, die den Eintritt des jungen Mannes in das bürgerliche Leben bezeichnete), bei Hochzeiten, bei Antritt eines Amtes oder bei Einweihung eines öffentlichen Baues den ganzen Gemeinderath und auch aus der Bürgerschaft eine nicht geringe Zahl einzuladen und jedem Einzelnen Geldgeschenke zu geben, im Betrage von ein bis zwei Denar. Diese Einladungen umfaßten manchmal tausend Personen, mitunter noch mehr. Er fragt an, ob und wie weit diese Festlichkeiten zu gestatten seien, und der Kaiser empfiehlt eine Beschränkung.

Diese lange Abschweifung war nothwendig, um zu zeigen, welche gesellschaftliche Stellung ein Trimalchio an seinem Wohnort einnahm, welche Auszeichnungen ihm durch seinen Stand verschlossen blieben, welche andere dagegen sein Vermögen ihm verschaffen konnte. Gemeinderath werden oder gar einer der obern Communalämter bekleiden konnte er nicht, er mußte sich begnügen „Vorstand der Augustalen“ hinter seinen Namen zu schreiben. Dagegen hatte er reichliche Gelegenheit, mit seinem Gelde großzuthun. Entweder konnte er seine Freigebigkeit in Unterstützung öffentlicher Bauten oder nützlicher Institute oder in Veranstaltung eines großen Volksfestes zeigen, in beiden Fällen war

er sicher, als Wohlthäter der Stadt eine Anerkennung zu erhalten. Es ist kein Wunder, daß ein Trimalchio das letztere vorzog. Außer den allgemeinen Mahlzeiten gab es zwar in den damaligen Municipien noch eine andere stehende Volkslustbarkeit, die barbarischen Schauspiele des Amphitheaters. Wie im heutigen Italien selten ein Fest ohne Tümpeln und Feuerwerk, so ging im alten Italien selten eines ohne Gladiatorenspiele oder Thierhagen vorüber. Kaum war ein Städtchen so klein und armselig, daß sich nicht dann und wann zur Unterhaltung des Publicums ein paar Klopffechter zerhackt hätten, oder ein paar unglückliche Bären oder Wildschweine zu Tode gehest worden wären. Auch ist Trimalchio ein leidenschaftlicher Verehrer dieser Lustbarkeiten, aber es scheint, daß es Freigelassenen nicht gestattet war, sie zu veranstalten; er mußte sich daher mit einem öffentlichen Schmause nebst Geldvertheilung begnügen. Daß er dies als das wichtigste Ereigniß seines Lebens auf seinem Grabmonument darstellen lassen will, war damals nicht so lächerlich als es nach unsern Begriffen erscheinen muß. Noch jetzt liest man auf Grabsteinen dergleichen genaue Angaben über die von den Verstorbenen gemachten Schenkungen und gegebenen Feste, die ihre ruhmwürdige Pracht und Freigebigkeit auf die Nachwelt bringen sollten und wirklich gebracht haben; die meisten angeführten Nachrichten über Festschmäuse in italienischen Städten sind solchen Grabchriften entnommen. Und die Art, in der Trimalchio seine Liberalität verewigen will, ist wie alles was er thut absurd und ridicule. Wir lassen hier die Beschreibung des ihm zu errichtenden Grabdenkmals folgen, die er selbst dem damit beauftragten Steinarbeiter macht. Da dieses Monument, (was ebenfalls nichts Ungewöhnliches war) Andeutungen über den Verlauf seines ganzen Lebens enthalten soll, ist es am besten geeignet, die Lebensgeschichte Trimalchios, so weit wir sie oben in seiner eignen Erzählung gegeben haben, fortzusetzen.

Wir lassen auch hier Trimalchio selbst reden. Wirst du, sagt er zu seinem Freunde, dem Steinarbeiter Habinnas, mein Monument so erbauen, wie ich es bestellt habe? Ich bitte dich sehr, vergiß nicht zu Füßen meines Porträts in ganzer Figur ein Hündchen machen zu lassen; ferner Kränze, Wohlgerüche und alle Kämpfe des Fechters Petraetes; auf diese Weise werde ich es dir verdanken, nach dem Tode fortzuleben. Der Begräbnißplatz soll hundert Fuß Länge und zweihundert Breite haben. Auch will ich haben, daß allerlei Obstbäume und Weinstöcke um meine Asche gepflanzt werden sollen. Denn es ist ja ganz unvernünftig, wenn man bei Lebzeiten ein elegantes Haus besitzt, aber das, in dem wir länger wohnen müssen, vernachlässigt; und deshalb soll mein Grabmal auch nicht an meine Erben übergehen. Uebrigens werde ich schon in meinem Testament dafür sorgen, daß ich nicht nach meinem Tode zum Schimpf und Spott gemacht werde. Ich werde einen von meinen Freigelassenen zur Bewachung meines Begräbnißes anstellen, damit die Leute sich

nicht respectwidrig gegen das Monument aufführen. Du mußt auch Schiffe darauf machen, die mit vollen Segeln fahren, und mich selbst auf einer Tribüne sitzend, prächtig angethan, an jedem Finger einen goldnen Ring, wie ich aus dem Beutel Geld unter die Leute streue; du weißt doch, daß bei dem großen Schmause, den ich gab, Mann für Mann zwei Denar bekam. Auch Tische mit den Essenden sollen dabei gesetzt werden, denke ich, und die ganze Bürgerschaft, wie sie sich gütlich thut. Mir zur Rechten soll meine Frau Fortunata in Lebensgröße zu stehn kommen, mit einer Taube in der Hand, und ein Hündchen kann sie am Bande halten; auch mein kleiner Cicero soll dabei sein; dann hübsch große Weinkrüge, aber wohl verpicht, daß der Wein nicht herausläuft; und dann kannst du noch eine zerbrochene Urne machen und einen kleinen greinenden Jungen daneben. In der Mitte muß ein Stundenzeiger sein, damit jeder, der nach der Uhr sieht, meinen Namen gar nicht übersehen kann. Nun noch die Inschrift! Laß sehn, ob folgende wol gut genug ist: „Hier ruht S. Pompejus Trimalchio. Er ist während seiner Abwesenheit in den Vorstand der Augustalen gewählt worden. Er war brav und reell. Er hat klein angefangen und hat es weit gebracht. Zwei Millionen hat er hinterlassen und niemals einen Philosophen gehört. Wandrer, der du dies liest, lebe wohl.“

So sonderbar dies Monument nach heutigen Begriffen erscheint, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Petron auch hier im Ganzen der Wirklichkeit gemäß geschildert hat. Die Größe des von Trimalchio bestimmten Begräbnißplatzes dürfte bei einem so reichen Manne nicht einmal auffallend gewesen sein, auch waren gartenartige Bepflanzungen der Begräbnißplätze nicht selten, und selbst die Erbauung eines Wächterhäuschens, um das Denkmal vor Beschädigung und Verunreinigung zu schützen, nicht ganz ungewöhnlich. Darstellungen der Verstorbenen in ganzer Figur waren beliebt, und Reliefs, die theils Scenen aus ihrem Leben, theils Andeutungen ihres Berufs, ihrer Lieblingsbeschäftigungen und ihrer Geschmacksrichtung zum Gegenstande hatten, ebenfalls. Nur die Wahl der Scenen, die Art der Darstellung, die Composition, die sehr an das Bild vom reichen Bauer Troll erinnert, die Durcheinandermischung von Allegorie und Realität ist wieder ganz in trimalchionischem Geschmack. Was man aber am meisten geneigt sein wird, für einen Witz zu halten, nämlich daß Trimalchio die Summe seines Vermögens auf seiner Grabchrift angeben lassen will, war damals nichts Unerhörtes.

Daß Trimalchio sich rühmt, nie einen Philosophen gehört zu haben, rührt nicht etwa daher, daß er Verachtung gegen Bildung und Wissenschaft überhaupt zur Schau trägt, im Gegentheil ist sein eifrigstes Bestreben darauf gerichtet, für einen vielseitig gebildeten Mann zu gelten, sondern es ist die Geringschätzung, mit der der pfiffige Praktiker, der es „zu etwas gebracht hat“,

auf die nutzlosen theoretischen Speculationen herabsteht. Vielleicht kommt noch ein anderes Motiv hinzu, was ihn zu dieser Demonstration gegen die Philosophie veranlaßt, daß sie nämlich an höchster Stelle äußerst mißliebig war. Namentlich die stoische Schule hatte nicht wenige Anhänger grade unter den hervorragendsten Mitgliedern der senatorischen Opposition, und ohne Zweifel waren ihre Lehren am meisten geeignet, einen Unabhängigkeitsinn und Freimuth zu erzeugen, die der neronischen Despotie höchst unbecquem werden mußten, und Ideale aufzustellen, zu denen die bestehenden Zustände im schreiendsten Widerspruch standen. So war es natürlich, daß die Creaturen der Despotie die Stoiker wegen ihrer trotzigigen Anmaßung und wühlerischen Neuerungsucht vertrieben, sie als Feinde der Monarchie, als Aufwiegler und Majestätsbeleidiger und ihr System als ein destructives und staatsgefährliches denuncirten; und ebenso natürlich, daß sie bei den Kaisern des ersten Jahrhunderts bereitwilliges Gehör fanden. Der Oppositionsgeist der Stoiker (und Snyiker) brachte die Philosophie überhaupt als regierungsfeindlich in Verruf. Schon unter Vespasian, der keineswegs zu den schlechtesten Regenten gehörte, erfolgte eine Massenausweisung der Philosophen aus Rom, und unter seinem Sohne Domitian ward dieselbe Maßregel in noch größerem Umfange angewendet. Zum Theil waren diese Verfolgungen durch eine Ostentation provocirt, die namentlich die beiden genannten Schulen mit ihrem radicalen Idealismus ihrer Principienreiterei und rigoristischen Moral trieben, die sich schon in der äußern Erscheinung documentirte. Diese gab der Hofpartei reichliche Veranlassung zu Spott und Wizeleien; sie behauptete, daß lange Bärte, hinaufgezogene Augenbrauen, abgeschabte Mäntel, bloße Füße und ein maßloser Hochmuth sehr häufig nur eine Maske seien, um Hohlheit, Unwerth und unlautere Absichten zu verbergen. Seneca, der intime Beziehungen zum Hofe Neros und ein Vermögen von zwanzig Millionen mit den Grundsätzen der Stoa zu vereinigen wußte, empfiehlt den Philosophen mehr als einmal Mäßigung, Toleranz und Vermeidung der Extreme. Wenn die Philosophie freilich vielen ihrer Befenner Gefahr gebracht habe, so sei es eben nur durch die Narrheit und Insolenz in der praktischen Anwendung ihrer Lehrer geschehen. Es sei ein Irrthum, daß die Philosophie ihre Anhänger hartnäckig und widerspenstig mache, und zu Verächtern der Obrigkeiten und Regierungen erziehe. Vielmehr seien grade sie der Regierung am dankbarsten verpflichtet und am treuesten ergeben; denn durch Erhaltung der Ruhe und Ordnung mache der Regent es ihnen möglich, in Sicherheit ihren Speculationen nachzuhängen. Sie verehren ihn daher mit weit innigerer Liebe, als die Ehrgeizigen, die, von ihm zu Rang und Würden befördert, nie zufrieden sind und immer mehr geleistet als empfangen zu haben glauben. — Aber solche Raisonnements waren begreiflicherweise nicht hinreichend, um die Antipathien der damaligen römischen Kaiser zu überwinden.

Strasbourg. L. 4557.

Deshalb galt es vermuthlich jedem guten Unterthan als das Sicherste, alle und jede Philosophie grundsätzlich zu ignoriren.

Zur italienischen Frage.

Gioberti, *Del Rinnovamento civile d'Italia*. — Ranalli, *Le Istorie Italiane dal 1846 al 1853*.

Schon Machiavelli schrieb an Bettori: „L'unione dell' Italiani! Voi mi fate ridere!“ (Die italienische Freiheit! Sie erregen mein Lachen!) Welches sind die Ursachen, die Italien trotz seiner trefflichen geographischen Lage, trotz der hohen geistigen Begabung seiner Bewohner, zu der Ohnmacht und zu der Zerstückelung gebracht haben, in welcher wir es heute erblicken?

Die Hauptursache ist der Geist der Trennung, der jedem Italiener angeboren zu sein scheint. Dieser Geist zeigte sich sofort, als nach dem Sturze des römischen Reiches und nach der Zerstückelung des Landes durch die Barbaren des 5. Jahrhunderts Staaten sich bildeten, die, obwol geeint durch Abstammung, Religion und Sprache, doch untereinander fortdauernd in Feindschaft lebten. Dieser Geist der Trennung zeigte sich am mächtigsten in dem Gegensatz der Guelfen und Ghibellinen. Beide große Parteien wollten dasselbe: die Freiheit Italiens; aber sie wollten diese Freiheit durch ganz entgegengesetzte Mittel erzielen. Die Guelfen wollten eine Conföderation freier italienischer Staaten unter dem Vorsitz des Papstes; sie wollten durch dieses System die beiden großen Errungenschaften ihrer Zeit, die communale Freiheit und die katholische Einheit verewigen; die Ghibellinen dagegen, durchdrungen von der Idee, daß das Priesterthum von dem Kaiserthum, die Kirche von dem Staat getrennt werden müsse, wollten ein einiges Italien unter dem Scepter eines weltlichen Fürsten, und da sie keinen italienischen Fürsten fanden, der fähig war, die Krone Italiens zu tragen, so boten sie diese Krone dem deutschen Kaiser an. Keine der beiden Parteien siegte; ihr Zwiespalt stürzte das Land in eine immer größere Zerklüftung; seitdem war Italien theils der Fremdherrschaft, theils dem Despotismus einheimischer Gewalten unterworfen.

Gegenwärtig zählt Gioberti sechs große Parteien auf, welche Italien theilen: Absolutisten, und zwar geistliche und weltliche, Liberale, und zwar Unitarier und Föderalisten, Constitutionelle und Radicale. „Die geistlichen Absolutisten,“ sagt Gioberti, „haben zu Führern die Jesuiten. Sie wollen einfach die päpstliche Theokratie des Mittelalters